

Mache Deine Seele frei!

Roman von **Erich Ebenstein.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Weilens horchte Serena besonnen hinaus, wo es auch gar nicht ruhig werden wollte. Erst kamen Untel und Tante nach Hause. Leises Lufcheln — ein Freudenohrei aus Tante Lott's Mund.“

„Heinrich — der Albrecht ist da!“
Im Speisezimmer nebenan wurde gedect. Albrecht wurde heruntergeholt. Sie aßen — Untel und Tante sprachen viel — von ihr, der Verlobung, der Hochzeit, Richards rührende Liebe.

Aus Albrecht's Mund kam kaum ein Wort. Endlich nach Mitternacht wurde es still nebenan. Aber die Tante begleitete Albrecht hinauf in sein Zimmer. Das lag gerade über Serenas Stube, und da fing die Unruhe nun erst recht an.

Nunmehr sprach Albrecht fast allein. Laut und heftig — seine Stimme drang ganz deutlich durch die Stille. Dazwischen manchmal Tante Lott's scharfe Stimme, die immer angstvoller wurde, zuletzt förmlich schrill.

Einmal war es Serena, als verstände sie deutlich die Worte: „keine Partie — Leichstimm im Blut vom Vater — keinen Kreuzer Geld —“

Albrecht stampfte mit dem Fuß auf, daß die Fenster in Serenas Zimmer leise klirrten. Nun weinte Tante Lott' gar —

Die ganze Nacht gingen oben Schritte hin und her. Erst als der Tag graute, wurde es still. Da schlief Serena erschöpft ein. Ihre Wangen waren ganz naß von Tränen, ohne daß sie wußte, weshalb sie geweint hatte.

Als sie am nächsten Morgen zum Frühstück erschien, machte Untel Heinrich ein finstres Gesicht, und Tante Lott' sah sie überhaupt nicht an. Und stumm war es, wie nach einem Begräbnis.

Albrecht war nicht mehr da. Grei erzählte, daß er in aller Morgenfrühe abgereist sei, ohne sich von seinen Eltern zu verabschieden.

Mit der ersten Post erhielt Serena einen Brief von ihm. Am Bahnhof mit Bleistift geschrieben, und dort aufgegeben.

„Verzeih, Serena! Aber es ist stärker als ich. Und ich muß Dir's noch sagen, ehe ich gehe — selbst jetzt gebe ich die Hoffnung noch nicht auf! Selbst wenn Du kein Weib wirst — jeder Irrtum

läßt sich wieder gutmachen. Und ein Irrtum ist es. Du's nicht, Serena! Warte, bis Du sehend wirst — noch ist es zu früh! Immer und ewig Dein Albrecht.“

Zitternd las Serena die Worte. Dann zerriß sie den Brief und trug die Stücke selbst an den Fluß, damit niemand sie fände.

Mochten die Wasser sie in die Weite tragen! Morgen war ihr Hochzeitstag — oh Gott! Dann öffneten sich die Tore weit und machten sie frei. Und dahinter — im Land der Freiheit lag wohl auch das Glück — Richard war ja so gut! Und sie liebten sich doch, wenn auch —

Ja — das könnte man tun. Tante Mumm lächelte spitzbüblich dazu.

„Stören werde ich Euch schon nicht, Ihr närrischen Liebesleute.“

Aber am Tag der Hochzeit, gleich nach der Trauung, nahm sie Richard beiseite und drückte ihm eine atmödische, perlengestrichte Börje in die Hand.

„Da — damit fahrt Ihr mal in die weite Welt hinaus. Das mit Rinnebach ist ja Unfium, mein Junge! Liebesleut' müssen allein sein die ersten Tage, verstehtst Du? Als der Mumm mich ehelichte, da verkrochen wir uns in ein stilles Winkelfchen im Gebirge, wo nichts war als Wald und Wiesen. Schön war Dir das, Junge —! Ach, Gott —“

„Na, Du wirst's schon auch noch begreifen. Die Billette hab' ich Euch schon gelöst bis Bruck, die stehen drin in der Börje — 's ist dieselbe, die Mumm damals hatte, als wir — ja, und nachher müßt Ihr selber sehen.“

„Liebe Tante Mumm, Du bist so gut —“

„Ach was, quatsch keinen Unfium! Bloß, daß ich nicht vergessen hab', wie's ist, wenn man jung ist. Der Anton mit der Kutsche wartet nachher unten, um Euch auf die Bahn zu bringen. Gepäd — Wäde, 'n paar Säbuchen für die Serena, alles hab' ich heimlich gegrapt und in die Kutsche bringen lassen. Die andern wissen aber von nichts. Du —, sie lachte wie ein kleiner Kobold, „die sind mir zu vernünftig. Alles was recht ist — aber laß Dich man nicht unterliegen von Mutttern!“

„Tante —!“

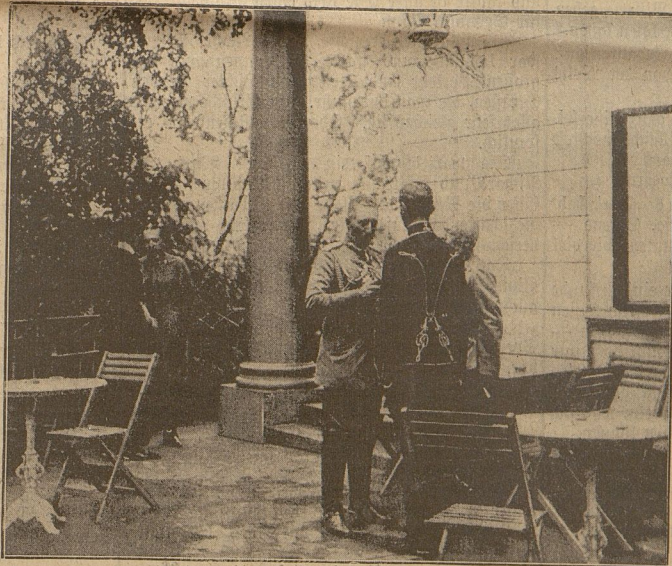
„Is schon gut. Von die Tanten und Onkels erst recht nicht! Wenn Du tußt, wie ich meine, so nimmste die Serena und führst sie ganz heimlich munter an die Kutsche und — halte nich gesehen — fort. Braucht niemand zu wissen, wohin.“

„Aber das Diner —“

„Na, freilich — erst jatt essen. Dann, so wenn der Champagner kommt und der große Kuchen — dann geh! Und noch eins, Junge — biste glücklich?“

„Wie ein König, Tante!“

„Om — die Könige, mein Junge, ob die grad so glücklich sind? Glaub's nicht. Da ist allemal zu viel Würde dabei. Mir wär' ein König jerrös. Weißte, Richard — den Professor, den laß man



Vom Besuch Kaiser Wilhelms bei Erzherzog Friedrich von Oesterreich. Kaiser Wilhelm besuchte vor kurzem den feldmarschall Erzherzog Friedrich im Standorte des Armeekorpskommando und überreichte ihm den preussischen Marschallstab.

„Ja, ich liebe ihn!“ jagte Serena laut vor sich hin.

Richard hätte gerne eine kleine Hochzeitsreise gemacht. Aber Tante Lott' und Maria Grei erklärten dies für Verchwendung. Untel Landrat nannte es eine verrückte Mode, Untel Gustav fand, daß es am gemüthlichsten sei, gleich in das eigene Heim zu ziehen. Serena wurde nicht getraht.

„Schließlich könnt Ihr ja die paar Tage Urlaub, die Richard nimmt, auch bei Tante Mumm in Rinnebach verbringen.“ meinte Tante Sophie. „Das ist dann doch auch wie ein Landaufenthalt.“

hüßig da in Schlossstadt — bloß jung und pünktlich brauchste nicht zu sein. So 'n närrischer Gimpel, der in den Tag hinein singt. Na, und jetzt geh! Die tuden ja schon alle her, wie wenn ich Dich Deiner jungen Frau siehnen wollte!"

3. Kapitel.

Richard war im siebenten Himmel. Der Zug rollte in die Dämmerung hinein, von Schlossstadt sah man nicht einmal mehr die Türme. Sie saßen allein im Coupé.

Reisen — die Tasche voll Geld — das läche, junge Weib neben sich — er hatte wirklich Anwandlungen in den Tag hineinzufringen wie ein „junger, närrischer Gimpel“ —

Aber er bezwang sich. Was würde Serena denken? Sie blickte so ernst, fast traurig in den Schoß. Er wagte nur, leise ihre Hand zu fassen und ihr zu sagen, wie lieb er sie hatte.

Sie war sehr schlant und zart, ein Kind fast noch. Er durfte sie nicht erschrecken mit seiner Leidenschaft. Ihr Schützer mußte er sein, sanft und zart wie die eines Bruders sollte seine Liebe sich ihr anfangs nahen.

Ein wenig erzückernd auch. Das hatte Mama ihm besonders ans Herz gelegt.

„Versieh' es nur im Anfang nicht! Leite sie mit Verstand! Ob eine Frau gut oder schlecht wird, das liegt in der Hand des Mannes. Häuslich ist sie ja. Auch süßgem — aber ihr Vater — Künstlerblut ist immer rebellisch, das vergiß nicht, Richard!"

Natürlich — der Mann hat Pflichten in der Ehe. Sehr ernste Pflichten, darauf würde er schon nicht vergessen.

„Ja, wohin willst Du denn eigentlich fahren, Serena?" fragte er pflichtlich. „Die Bilette gehen nur bis Brud. Dort müssen wir neue lösen lassen."

„Ach?" Serena fuhr aus ihren Gedanken auf. „Ach Gott, ich kenne ja gar nichts von der Welt! Wohin möchtest denn Du?"

„Offen gestanden — mir ist's ganz einerlei. Aber da Du gar nichts kennst — vielleicht möchtest Du lieber in eine Stadt als aufs Land?"

„Wenn Du meinst?" jagte sie zögernd.

„Möchtest Du gerne nach Wien? Dort hab' ich studiert, kenn' jeden Stein — ja, Serena — gehen wir nach Wien. Du wirst staunen, wie viel Schönes ich Dir dort zeigen werde."

Wien! Serenas Herzschlag stockte eine Sekunde erschrocken. In Wien war Albrecht. — Um keinen Preis der Welt hätte sie ihm begegnen mögen — und dann — eigentlich handelte es sich doch nur darum, daß sie beide beisammen waren und einander kennen lernten, das wo wäre doch egal. Aber wie sie auch dachte, es fiel ihr nichts ein, was sich gegen Wien hätte geltend machen lassen können.

„Nun, willst Du?"

„Ja —"

„Dann telegraphiere ich von Brud aus an ein Hotel um Zimmer." Serena nickte. Nach einer Weile jagte sie jaghaft:

„Nur bloß, wenn es Dir einerlei ist, Richard, nicht „Auf der Wieden". Weißt Du, dort wohnt Albrecht Wendel und —"

„Aha, Tante Lott's Sohn, mein Kollege, den ich noch nicht einmal kenne. Als wir nach Schlossstadt kamen, war er schon fort. Du magst ihn also nicht aufsuchen?"

„Nein, keinesfalls. Das heißt, wenn Du nicht —"

„Ach? Gott bewahre. Wozu denn? Ueberhaupt Kollegen — siehst Du, Serena, das ist gar nicht mein Fall. Die sind alle so steif und hochnäßig, besonders die, welche Sprachen vortragen, wie Dein Vetter. Immer sehen sie unsereinen über die Achsel an, obwohl —" er lachte ein wenig verlegen, „obwohl es eigentlich umgekehrt mehr Verechtigung hätte." Serena sah fragend auf.

Richard strich sich behaglich über den braunen, kurzen Vollbart, den er à la Rubens geschneitten trug.

„Denn das mußt Du wissen, Serena, wenn ich auch auf Manas Wunsch den Lehrberuf ergriffen habe — schließlich ist's ja richtig; es ist ein sicheres Brot — so hab' ich doch einst eine andere Zukunft geträumt. Als Künstler — als ein freier Mensch, der nur der Schönheit dient und mehr nach Vollendung strebt als nach Verdienst. Das adelt den Menschen. Und hebt ihn empor und läßt ihn die Welt auch späterhin anders sehen, als Schulmeister sonst tun. Darum ist mir nie viel um den Verkehr mit Kollegen zu tun gewesen." Serena hörte mit glänzenden Augen zu. Dann flüsterte sie leise:

„Du — mein Papa war auch ein Künstler. Und es muß etwas Herrliches sein um solch einen freien Menschen, der nichts über sich hat als die Ideale, denen er dient!"

Richard erler erstarrt ein wenig. Wenn sie das einmal in Schlossstadt sagte vor Mama! Er beistete sich, einzulenkten. Er hatte einen Augenblick ganz vergessen, daß er „erzählerisch" auf sie einwirken sollte.

„Na, weißt Du, kleine Frau, das mit der Freiheit ist ja auch nur so geredet gewesen. Kein Mensch ist frei. Jeder muß sich schließlich anpassen. Ich bin heute recht froh, daß Mama seinerzeit darauf drang — die Künstler sind ein recht leichtsinniges Völkchen. Gar Du als Frau sollst nicht für Freiheit schwärmen. Für Frauen ist Freiheit das größte Unglück." Serena antwortete nicht. Ein Seufzer wollte aus ihrer Brust, aber sie unterdrückte ihn.

Dann kam man nach Brud. Richard stieg aus, löste frische Bilette, telegraphierte an ein Hotel und kaupte in aller Eile noch einen Blumenstrauß für Serena. Dann ging's weiter.

Als man Wien erreichte, war es Nacht. Serena war tobnüde und starre bekommen auf den großen Verkehr und die vielen Lichter in den Straßen, die man durchfuhr. Im Grunde war ihr alles sehr gleichgültig. Eher beängstigt als erfreulich.

Sie wartete auf ein zärtliches Wort von Richard und fühlte sich enttäuscht, als er ihr voll Eifer die Namen der Plätze und Gebäude erklärte, die scharenhaft auftauchten, um sogleich wieder zu verschwinden.

Das Hotel war zweiten Ranges, die referierten Zimmer lagen im zweiten Stockwerk, waren nüchtern, kühl und klein.

„Wenn Du willst, gehen wir zuerst in den Speisesaal hinunter, etwas essen?" schlug Richard vor.

„Danke — ich bin wirklich gar nicht hungrig." „Aber müde, was?"

„Ja," jagte Serena kleinlaut.

„Dann bring' ich Dich erst zu Bett und geh' nachher allein hinab." Er rief das Zimmermädchen und befahl ihm, seiner Frau beim Auskleiden behilflich zu sein, während er im Nebenzimmer das Gepäck in Ordnung brachte.

Als Serena im Bett lag, ließ er ihr noch heißen Tee bringen, denn es war wirklich frostig im Zimmer. Er zog ihr die Decke bis an den Hals hinauf und küßte sie zärtlich auf die Stirn.

„So, Mäuschen, nun schlaf' bald ein, damit Du mir morgen frisch bist. Am zehn gehen wir ins Museum. Du — da wirst Du Augen machen!"

Dann ging er hinab, um zu joupieren und noch eine Zigarre zu rauchen. Das elektrische Licht hatte er vorher abgedreht, denn Serena wagte nicht damit zu hantieren. In Schlossstadt war man noch bei Petroleumlampen. Er war sehr zufrieden mit sich selbst.

Nun lag sie im Dunkeln. Türen wurden auf- und zugeschlagen, lautes Sprechen — manchmal auch flüsterndes Geflüster — in dem benachbarten Zimmer, dazwischen schrilles Klingeln, bald da, bald dort, und auf der Straße ein unaufhörliches

Kasseln und Ratteln von allerlei Zubehört.

Serena hatte sich noch nie so einsam und verlassen gefühlt, wie an diesem ersten Abend ihrer jungen Ehe.

War das die erträumte Freiheit? Ja, dann hatte Richard recht — dann war sie ein Unglück.

Am anderen Morgen gingen sie wirklich ins kunsthistorische Museum. Und für ein paar Stunden vergaß Serena alles über der neuen Welt, die ihr da aufging. Rubens — niederkeiten hätte sie mögen.

Aber schon mittags in Stefanskeller packte es sie wieder, dieses wunderliche Gefühl von Enttäuschung, das sie schon von Schlossstadt her begleitet hatte, und das sie selbst nicht begriff.

Richard war ein ebenso aufmerksamer wie rücksichtsvoller Gatte. Er bemühte sich unaufhörlich sie zu unterhalten, ihr Neues zu zeigen, alles zu erklären —

„Wie ein Fremdenführer," dachte, Serena bitter und gereizt. Und dann fiel ihr immer wieder Albrecht ein. Ob der sie auch so unbarmherzig von einer Sehenswürdigkeit zur andern schleppen würde? —

Acht Tage blieben sie in Wien, und alles, was irgendwie von Interesse war, wurde abholfiert.

Eines erfüllte Serena mit großer Befriedigung: Albrecht war man nirgends begegnet.

Am neunten Tage ging es nach Schlossstadt zurück. Serena sah ein wenig bleich aus, und um ihren feingeschnittenen Mund lag ein fremder, fast harter Zug. Die ganze Familie erwartete das junge Paar am Bahnhof.

„Bist hoffentlich keine Großstädterin geworden?" lachte Onkel Gustav.

„Und nicht übermütig im Glück? Denn ein Glück hast Du, Mädel! Acht Tage lang nichts tun, wie eine Gräfin, und bloß von einem Vergnügen zum andern." Der Landrat schüttelte bedenklich den Kopf und begann seine equilibristischen Augenübungen.

„Nein, übermütig bin ich nicht geworden," gab Serena ernsthaft zurück.

Tante Lott' sah sie un sicher an.

„Albrecht habt Ihr wohl nicht aufgesucht?"

„Nein," antwortete Serena kalt.

Die Tante atmete erleichtert auf.

„Natürlich — habt auch recht gehabt — in der Ffitterwochen ist man doch gern allein." „Na — ist er nett zu Dir gewesen, der Junge?" fragte Tante Mamma, als Serena mit ihrem Mann zum erstenmal wieder nach Rinnelbach fuhr.

„Ob ja, Tante. Sehr gut." „Sin — bloß, daß Ihr nach Wien fuhr, hat mir nicht gefallen. Unter so viel Menschen! Haben die Euch denn nicht geniert?"

Serena lächelte kühl.

„Durchaus nicht, Tante Mamma." Die Alte schüttelte den weissen, immer etwas zausigen Kopf.

„So 'ne Welt, was das ist heutzutage —!" Eine Woche vor Pfingsten jagte Richard zu Serena:

„Mama meint, Herzchen, daß wir am Pfingstsonntag das erste Familiendiner geben sollten. Und dann jeden Mittwoch fix. Montag kommen wir bei Tante Lott' zu zusammen, Dienstag bei Tante Remjundied. Samstag abends sind wir bei Mama, so wäre der Mittwoch wohl der beste Tag." Serena blickte erschrocken von ihrer Arbeit auf.

„Jeden Mittwoch? Und die anderen Tage sollen wir auch immer —?"

Er fuhr sich durch das Haar.

„Gott ja — es ist ja langweilig. Aber was soll man denn tun? Beleidigen kann man die Verwandten doch nicht? Und schließlich brauchst Du doch auch Aussprache und Tätigkeit während der langen Stunden, da ich fort bin." Serena lächelte seltsam vor sich hin.

„Wichtig. Sie kommen ja auch zu allen Tageszeiten, die Tanten, Onkel, Mama, Karla —"

„Ist Dir das nicht lieb, Serena?“
 Sie schwieg.
 „Du bist manchmal so seltsam, Serena? Andere junge Frauen haben Spaß an ihrer Wirtschaft — Du tust alles so gleichgültig.“
 „Als ob da viel zu tun wäre! Ist ja alles neu. Das Mädchen, das meine Mama mietete, so perfekt — und wenn ich mal was selbständig anordnen möchte, dann ist's doch immer unpraktisch. Wie neulich, als ich die Möbel umstellen wollte, damit sie nicht so steif an den Wänden kleben. Oder als ich Blumen in den Erker hier schaffen wollte.“

„Es wäre sehr hübsch gewesen. Wirklich, Serena — mir hätte das gefallen! Aber Mama hat vielleicht recht, wenn sie meint, daß Du dann die Betten nicht so gut lüften könntest — der Erker hat eben die meiste Sonne.“

„Ich hab's ja so nicht getan.“
 „Ja, weißt Du, Du bist mein gutes, kluges Mäuschen — Serena, komm her, gib mir einen Kuß — so. Und wegen der Familientage — siehst Du, es wird ja nicht so schlimm werden. Wir können immer mal austreten, geht?“

„Ja, Richard.“
 „Die Zeit würde Dir sonst ja auch zu lange werden. Immer häkeln und sticken kannst Du doch nicht.“

Serena blickte schon an ihm empor.
 „Das mag ich auch gar nicht. Aber —“
 „Was denn, Kleines? Wir kannst Du alles sagen.“

Er strich ihr zärtlich über das flimmernde Haar, das so weich und üppig um Stirn und Schläfen lag. Die dunklen Augen sahen ihn unruhig an.

„Siehst Du, Richard — es war ja vielleicht dumme von mir — aber ich dachte früher, wenn ich erst Deine Frau sein würde, dann wäre ich auch frei und könnte mir das Leben einrichten nach meinem Sinn. Mir'versteht' mich nicht, Lieber — Deine Wünsche natürlich sind mir das erste, daß ich die stets berücksichtige, ist ja selbstverständlich, aber sonst — es ist gerade so wie früher. Nein, ich immer ist es! Früher haben sie sich lange nicht so viel um mein Tun bekümmert wie jetzt. Kein Leid darf ich anziehen ohne ihren Rat — keine Fritur machen, die sie nicht approbieren, und nichts — absolut nichts tun, was die Verwandtschaft nicht gut heißt. Tante Minna ist die einzige, die nie in was hineinredet!“

Richard sah betrübt zu Boden.
 „Es ist wahr — aber, Serena, das ist nun mal so — überall. Sie meinen es doch gut! Uebrigens — wie wolltest Du Dir denn das Leben einrichten, daß es nach Deinem Sinn wäre? Was meinst Du damit?“

Wieder das unruhige scheue Flimmern in Serenas Augen.

„Wie? Oh, Richard — so, daß es ganz Harmonie und Schönheit wäre! Daß es einen Inhalt hätte. Gleichviel welchen. Nur etwas — einen goldenen Faden, der sich durch den Alltag spinnend aufwärts — zu einem Ziel! Ein Streben, eine Arbeit — nicht dieses zwecklose Aufgehen in kleinlicher Enge! Häkeln, Stricken — mit dem Mädchen Speisegettel machen, Familiendiners geben — das ist doch kein Lebensinhalt!“

Serenas schlanke Hände fingerten nervös an seiner Brust herum, ihre Augen bekamen einen flüchtigen Glanz.

„Hilf mir, Du — daß wir frei kommen aus der Sklaverei! Hilf mir suchen — da ist etwas in mir, das drängt und drängt immerzu — ich weiß nicht, was es ist — aber es quält mich. Wie ein Strom ist's, der nach außen will und fort an Mauern prallt. Du bist doch ein Künstler, Du mußt das verstehen — hilf mir, Richard —“

Sprachlos starrte er auf sie nieder. Sein Herz klopfte laut und heftig, er wußte nicht, war's Schrecken oder ein seltsames Erwachen — der Strom, der an Mauern prallt — er kannte ihn auch — die

Sklaverei — das Drängen — tausendmal recht hatte sie!

Und wie schön Serena war! So feierlich! Durchglüht von Flammen, die auch in seiner Seele einst brannten — eine Priesterin an Altären, vor denen auch er einst gekniet!

Ihm war, als sähe er sie zum erstenmal im Leben. Nicht mehr als „kleines Mäuschen“ — oh nein, ein Rätsel, ein Geheimnis so tief —

Dann kam jäh der Rückschlag. Zufällig war sein Blick auf das lebensgroße Bildnis der Mutter gefallen, das er selbst einst gemalt, und in dem der ganze Geist dieser Frau festgehalten war. Dieser Geist aus Erde und praktischer Vernunft gekniet, der stärker war als alles andere.

Schreck war's, der sein Herz klopfen ließ. Das rebellische Maitotische Künstlerblut in Serena — Wie? — Eine Frau — seine Frau redete so? Von Freiheit — Lebensinhalt — als ob Mann und Heim nicht Lebensinhalt genug für sie wären! Er lachte etwas hart und spöttisch.

„Liebes Kind, Du bist wirklich manchmal sonderbar. Ich dachte, für eine verheiratete Frau ergäbe sich der Lebensinhalt von selbst. Oder willst Du unter die Emanzipierten gehen? Malen, schriftstellern, studieren? Das wäre ja recht nett! Wozu ich dann eigentlich geheiratet hätte?“

„Man hat — auch Rechte — und Pflichten gegen sich selbst.“ — murmelte Serena mechanisch, ohne es zu wissen die Worte wiederholend, die ihr einst einen so tiefen Eindruck gemacht hatten.

„Ah — wirklich? Das hast Du wohl wo gesehen?“

Serena fuhr zusammen. Dann sagte sie trotzig:
 „Ja — das hab' ich gelesen.“

„So, so. Und was stand dann noch in dem famosen Buch?“

Serena hob die Augen und richtete sie stark mit drohendem Ausdruck auf ihren Mann.

„Mache Deine Seele frei! Das stand noch darin. Und das Recht hat jeder — Mann oder Weib.“

Er wollte aufstehen, bejaunt sich aber und fing an, im Zimmer auf und nieder zu gehen.

Serena war ans Fenster getreten und starrte gedankenlos hinaus.

Dächer — alte Giebel — Schornsteine, hie und da das dunkle, verstaubte Grün eines Stadtgärtchens. Das diffuse Haus, in dem Serena aufgewachsen war, lag weit, weit drüben am Ende der Stadt. Es war eng und altmodisch, die Zimmer alle nordseitig, sonnenlos. Aber dahinter senkte sich der Ostgarten breit und hell bis an den Fluß, an dessen anderem Ufer der Buchenwald grünte.

Und dort war mehr Freiheit gewesen als hier, wo die Abendsonne mit goldenem Schein durch die Bäume flutete —

Oder hatte sie dort nur weniger Zeit gehabt, nachzudenken?

Sie lehnte die Stirn an das Fensterkreuz. Tränen flossen über ihre Wangen.

Richard trat zu ihr, legte den Arm um ihre Schultern und drückte Serenas Kopf an seine Brust. Er wollte gut und nachsichtig mit ihr sein. Ganz durchdrungen war er von der Mission, die ihn erfüllte: ihr Beschützer zu sein gegen das rebellische väterliche Erbe, das sie in Zwiespalt brachte mit sich selbst und ihren klar vorgezeichneten Pflichten.

„Liebe Serena — wir wollen diese Stunde vergessen.“ sagte er großmütig. „Du bist erregt — Du wußtest nicht, was Du sprachst. Man meint es so gut mit Dir, vergiß das nie! Es wäre krasser Egoismus und Undank gegen uns alle, wolltest Du in Zukunft derartige Stimmungen nicht besser beherrschen. Ich bin überzeugt, Deine Cousine Karla würde nie auf derartige Dinge verfallen, um sich und andern das Leben schwer zu machen.“

Serena presste die Hände ineinander.

„Warum — warum hast Du nicht Karla zur Frau genommen?“ jagte sie bebend.

„Weil ich Dich liebte. Dich, Du kleine, idröchte Serena. Und nun sei wieder demüthig, nimm Deinen Hut und komm' mit mir! Wir wollen draußen am alten Wall spazieren gehen.“

Serena wandte sich ab.

„Ich habe Kopfschmerzen. Bitte, geh lieber allein heute!“

Richards Stirn runzelte sich.

„Trotzig auf einmal? Gut — wie Du willst. Natürlich kann ich auch allein gehen.“

An der Thür wandte er sich noch einmal um. Seine Stimme klang jetzt kalt und herrlich.

„Bei dem Familiendiner zu Pfingsten und den Mittwochchen bleibt es natürlich.“

„Ja.“

Serena blieb am Fenster stehen. Allmählich erlosch der goldene Glanz in den Zimmern, und Schatten krochen aus allen Winkeln. Draußen im Hofen glühte es rot. Graue und violette Linien verschwammen darin zu wunderlichen Tönen. Dort, wo der Fluß lag, stiegen schiefergraue Berge mit leuchtenden Goldsäumen auf, die sich tiefer und tiefer in das verglühende Rot hineinfräzten, wie gierige Ungeheuer aus einer fremden, phantastischen Welt. Jetzt hüllten lichtgraue Schleier darüber hin.

Serena stand und starrte versunken auf das geisterhafte Wolkenspiel. So schön — so geheimnisvoll — Schloßstadt, das ganze wirkliche Leben verjant darunter. Richard war vergessen.

Nun mußte bald der Sturm kommen. Das Rot war schon verflücht. Die goldenen Bänder erblühten — schlieren die phantastischen Ungeheuer? Regungslos brüteten sie am Himmel, bis der Sturm sie fassen würde und wirbeln und ineinander zerren. Der erste Gewittersturm in diesem Jahre. Serena wagte kaum zu atmen vor Erwartung.

Lechzende Sehnsucht nach etwas Großem erfüllte sie. Die Wolken dort — wie das drängte, just so, wie in ihr selber.

Sie fuhr zusammen: der erste Blitz war gleich einem feurigen Band über den Himmel gefahren. Dumpf, fern, grollend rollte der Donner durch die Weite.

Und plötzlich war es Serena, als zucke auch durch sie solch ein greller, leuchtender Blitz, der alles ringsum mit magischem Licht erfüllte.

Und sie wußte mit einemmal, wohin ihre Sehnsucht ging, was das Große war, dem ihre ganze Seele zudrängte: Malen! Malen! Das wiedergeben, was sie mit durstigen Augen in sich trank, diese fahlen, seltsamen Lichter, diese Farbensinfonie, diese ganze bunte, herrliche, ewig wechselnde Welt!

Sie lachte selig in sich hinein.

„Lieber Gott im Himmel, ich danke Dir! Und wenn sie mich's nicht lassen — dann tu' ich's eben heimlich!“

4. Kapitel.

Monate waren vergangen. Karla hatte den Ingenieur Kellermann geheiratet. Und Kellermann wußte die Ehre wohl zu schätzen, die darin lag, mit den Familien Wendel und Bergmann verwandt zu sein.

Die Abende bei Karla — Kellermanns hatten den Freitag gewählt — wurden bald einstimmig für die nettesten der ganzen Woche erklärt.

Zwar war das Abendbrot etwas farg — Karla war sehr fürs Sparen — aber dafür erfuhr man promptest alle Neuigkeiten der Stadt. Das Kellermann nicht aus dem Bureau heimbrachte, das trugen Karla ihre zahlreichen Freundinnen ins Haus, und sie verzapfte es brüthwarm an die Verwandtschaft.

Tante Sophie war stolz auf ihre Tochter. „Karla ist vielleicht nicht so schön wie Serena,“ jagte sie im Vertrauen zu Bruder Gustav, „aber sie macht ihren Mann glücklich und führt ihr Hauswesen tadellos. Das ist schließlich die Hauptsache in der Ehe.“

Bruder Gustav nickte.



„Serena hat sich lange nicht so gut gemacht als ich dachte,“ sagte Bruder Gustav dann kopfschüttelnd. „Sie spricht kaum ein Wort und hat so etwas im Gesicht, aus dem ich nicht klug werden kann. Ich fürchte — ich fürchte —“

„Ja — Richard sieht auch nicht besonders glückselig aus. Wenn ich dagegen meinen Schwiegerjohn ansehe —“

Beide schüttelten den Kopf. Tante Lott' sah daneben mit vernünftigen Lippen.

Sie wollte lieber gar nichts sagen. Der bloße Name Serena trieb ihr das Blut in den Kopf vor Herzer. Albrecht hatte seit dem Frühjahr kein Wort geschrieben, und war in den Ferien nicht einmal heimgekommen. Alles wegen dieses Geschöpfes, das sie wie eine leibliche Mutter in ihrem Hause großgezogen hatte.

Auch Mama Erler war nicht gut zu sprechen auf die Schwiegerochter. Man konnte ja nicht viel jagen gegen sie, denn Richard klagte nicht geradezu, und Tante Mumm hielt Serena immer die Stange. Nein einen Karren hatte sie an ihr getroffen. Aber es war doch nicht, wie es sein sollte. Schon daß sie nie von selber kam, nie um Rat fragte, nie ein vertrauliches Wort mit der Mutter ihres Gatten sprach, war sonderbar.

Man wußte auch gar nicht, was sie trieb in den langen Stunden, da Richard in der Schule beschäftigt war. Im Sommer war sie fast jeden Tag nach Rinnebach gefahren, jetzt blieb sie wohl mehr zu Hause, aber wenn man sie besuchte, dauerte es immer eine lange Zeit, ehe sie sichtbar wurde. Dann kam sie nicht etwa aus der Küche, wie andere Hausfrauen am Vormittag, sondern immer aus einem Dienstbotenzimmer, das sich doch Richard als Atelier eingerichtet hatte.

Und ihr Blick war zerstreut, als dächte sie an ganz fernliegende Dinge, während Mama Erler doch eben so naheliegende als wichtige Fragen stellte über Wirtschaft, Kochrezepte usw.

Ja, es war ein Jammer, daß Richard sich gerade in dieses Mädchen hatte verlieben müssen!

Serena ahnte gar nicht, daß man sich so viel mit ihr beschäftigte. Sie ging still ihren Weg, tat ihre Pflicht und ergab sich äußerlich in alles, was man verlangte.

Innerlich führte sie ihr eigenes Leben. Aber darüber blieb ihr Mund verschlossen, wie ein Buch mit sieben Siegeln — auch gegen Richard.

So kam der Spätherbst heran. Ein trüber, sonnenloser Herbst mit schiefgrauen Himmel und kalten Winden, die unbarmherzig an den Buchen überm Fluß drüben zerren, bis er ihnen das letzte Blatt entrißnen hatte.

Serena hätte zu Tante Mumm fahren sollen, aber im letzten Augenblick entschied sie sich anders, sandte einen Boten nach Rinnebach und blieb zu Hause.

Sie machte mit der Magd Küchenzettel und schloß sich dann in Richards Atelier ein, wie immer, wenn sie allein war.

Dort war ihr heimliches Märchenreich. Richard malte schon lange nichts mehr. Das „Atelier“ war bloß eine kleine Einzelstube von ihm und wäre bald zur Kumpelkammer geworden, wenn Serena nicht eines Tages — aber davon durfte niemand etwas wissen.

Es war eine dunkle Ahnung in Serena, daß man ihr auch das verwehlt und verbieten würde, wie die Blumen im Erler und die hellen, leinen Hauskleider, die sie im Anfang ihrer Ehe so gerne getragen hatte, und dann mit dunkeln Wollkleidern pertauschen mußte, weil Mama Erler sie für „unpraktisch“ und „phantastisch“ erklärte.

Nun hingen sie alle hier in dem großen, altdeutschen Schrank, und Serena zog sie doch an — wenn sie allein war. Sie löste dann auch manchmal die lange, flimmernde Haarflut aus dem Bann des engen Geflechtes und raffte sie mit fünfsterlichem Geschmack löse um das feine Gesichtchen. Und dieses trug dann einen frohen,

sonnigen Ausdruck, den niemand noch darin gesehen hätte als Tante Mumm, die um alles wußte.

Dann schob Serena sich die alte, verstaubte Staffelei aus Richards Studienzeite zurecht, zog den leinwandbespannten Blendrahmen hinter dem Schrank hervor und mühte sich, mit heißen Wangen und glänzendem Blick das, was in ihr lebte, auf die Leinwand zu bringen.

Im Sommer, draußen in Rinnebach, hatte sie begonnen, von Tante Mumm ermutigt.

Heute drängte es sie besonders, darum war sie nicht nach Rinnebach gefahren.

Draußen herrschte Allerleienstimmung. Düstere Nebel am Himmel, die Luft kalt, windstill, tot. Ueber dem sahl gewordenen Rasen näßglitzernde Geipinnste.

Serena aber malte das grüne, schimmernde Blätterkleid, das der Frühling um einen Buchenstamm gelegt hatte. Auf der silbergrauen Rinde tanzten Sonnenstrahlen, Licht lag auf dem mairünen Rasen darunter, und Licht erfüllte den blauen Aether, über den kleine, weiße Wolken segelten.

So vertieft war sie in diese Licht- und Farbenharmonie, daß sie alles andere darüber vergaß, Zeit, Raum und Aufheben.

Plötzlich ein scharfes Klopfen an die Ateliertür. Fast im selben Moment ging diese auch schon auf —

Serena fuhr erschrocken zusammen.

Hatte sie denn vergessen abzuschließen —?

Unfähig sich zu rühren starrte sie in das triumphiierende Gesicht ihrer Schwiegermutter, wie eine ertappte Verbrecherin.

Mama Erler weidete sich einen Augenblick an Serenas Verwirrung. Dann riß sie die Augen groß auf, und das süßliche Lächeln schwand aus ihren Zügen.

Was war denn das für ein Aufzug? Das hülgelne, spitzenüberriefelte Gewand, von dem man nicht wußte, war es der Schlafrock einer Schauspielerin oder die Empfangsrobe in Reformstil einer Gräfin? Diese modische Titul — „Du erwartest wohl Besuch, Serena?“ fragte sie sich.

Serena hatte sich erhoben.

„Nein, liebe Mama. Warum?“

„Ich dachte bloß. Dieser Kleiderluxus —“

„Ich habe mir das Kleid selbst genäht, kurz nach meiner Verheiratung.“

„Nichtig — damals hattest Du solch eine Vorliebe für das Extrabagante.“ Sie trat neugierig näher und schlug plötzlich die Hände über dem Kopf zusammen. „Aber was tuft Du denn hier? Ich glaube gar, Du malst? Das also treibst Du so heimlich? Darum —“ Mama Erler brach in hysterisches Lachen aus.

Serena stand steif und reglos da. Ihre Lippen waren fest zusammengepreßt, in den dunkeln Augen lag ein finsterner Ausdruck.

Endlich sagte sie klanglos:

„Ja. Ich male.“

Mama Erler betrachtete das Bild gar nicht weiter. Ihr Blick musterte den kleinen, hellen Raum und blieb zuletzt kalt auf Serena liegen.

„So. Du malst heimlich — oder weiß Dein Mann etwa darum?“

„Nein.“

„Nun — dann wird ja freilich manches klar, was bisher schwer verständlich schien — übrigens will ich Dich nicht länger stören in dieser erhabenen Tätigkeit. Adieu!“

Stolz wie eine Königin wandte sich die kleine Frau ab und ging. Serena hielt sie mit keinem Laut. Sie war wie betäubt.

Mama Erler stieg die Treppe hinab, Triumph und Galle zugleich im Herzen. Nun wußte sie ja freilich, wie es da im Hause stand! Eine Frau, die malte! Vielleicht schrieb sie auch heimlich Romane und rauchte Zigarren? Und wie hochmütig sie dagestanden war — nicht mal das kleinste Wort der Entschuldigung! Dazu der phantastische Aufzug — erst hätte man wirklich meinen können,

sie erwarte heimlich Besuch, und alles sei nur zu diesem Zweck inszeniert —

Nun, es war ja auch so genug!

Mama Erler trat aus dem Haustor, ungeschlüssig, was sie nun zunächst tun sollte. Zu Schuldirektors gehen und ihnen die große Neuigkeit erzählen oder Richard vor dem Gymnasium erwarten und ihm zuerst —?

Da stockte ihr Fuß, und einen Augenblick blieb sie wie angewurzelt vor dem Haustor stehen. Darüßte drüben einer um die Ecke bei ihrem Anblick.

— Nein — sie täuschte sich nicht. Dort an der Ecke hatte ein Mann gestanden und hatte unverwandt nach den Fenstern des ersten Stockwerkes hinauf gestarrt. Und einen Eid hätte sie ablegen mögen, daß der Mann Albrecht Wendel war!

Seit wann war denn der in Schloßstadt? Heute morgen am Markt hatte sie doch mit Tante Lott' gesprochen, und die hatte kein Wort erwähnt von seinem Hiersein.

Was tat Albrecht da? Wenn er Serena besuchen wollte, warum ging er nicht hinauf? Vielleicht genierete ihn die Schwiegermutter —? Darum war er wohl jetzt auch so fluchtartig verschunden?

Und plötzlich fiel mitten in die jagenden Gedanken ein blendendes Licht.

Hatte Karla nicht einmal im Vertrauen behauptet, Albrecht sei nämlich in Serena verliebt gewesen? Und er komme darum nicht mehr nach Schloßstadt?

Mama Erler schnappte förmlich nach Luft.

Das nilgrüne Kleid, die Färsur, das betretene Schweigen — also doch Schuldbewußtsein! Doch alles nur Pose, weil man Albrecht erwartete — gewiß hatte er Serena geschrieben, daß er kommen würde. Und jetzt wußte Frau Erler, wo ihre Pflicht lag. Armer Richard! Ahnungslos saß er in der Schule und unterrichtete, während —

Aber er sollte es nun wissen! Gleich wollte sie hin zum Gymnasium und ihn dort erwarten.

Serena hatte längst wieder ihr gewöhnliches graues Hauskleid an und ging, auf Richard wartend, in der Wohnstube auf und ab.

Der Tisch war gedeckt, das Essen fertig, aber die Stunde, um welche Richard sonst heimkam, verstrich, ohne daß er erschien.

(Fortsetzung folgt.)

Mir zuliebe.

Roman von Erich Ebenstein.

(12. Fortsetzung und Schluß)

(Nachdruck verboten.)

Erüben im Wohnzimmer saßen zur selben Stunde Mutter und Sohn schweigsam beisammen.

Frau Lauterbach wartete, daß Ernst ihr wie sonst von seinem Tagewerk erzählen oder vielleicht von Emma zu reden beginnen würde.

Aber er saß abgepannt in der Sofaede, rauchte seine Zigarre und schwieg. Während die alte Frau Strümpfe ausbesserte, beobachtete sie ihn heimlich unausgesetzt.

Und dabei wurde ihr Mutterherz immer schwerer. Ganz plötzlich sah sie, was sie monatelang nicht hatte sehen wollen: daß seine einst glatte Stirn sorgenvolle Linien aufwies, die Züge einen scharfen, freudlosen und verbitterten Ausdruck bekommen hatten, und der Blick seiner dunkeln Augen noch melancholischer geworden war.

Die angstvolle Unruhe, welche sie heute besonders stark quälte, wuchs. Was ging in ihm vor? Warum sprach er sich denn nie mehr mit ihr aus, wie in früheren Tagen, da er all seinen Kummer vor ihr ausgeschüttet hatte? Ach, sie wußte es wohl: er konnte ihr die Freude nicht verzeihen, die sie damals gezeigt, als Senta Westendorfs Verlobung bekannt wurde.

Von da an stand etwas wie eine Mauer zwischen ihnen. Er hatte Sentas Namen nie wieder vor ihr genannt, und was er sprach, bezog

sich nur auf seinen Beruf oder äußerliche Dinge des täglichen Lebens.

Aber jetzt, wenn er doch sein Herz schon einer anderen zuwenden wollte, warum sprach er nicht von dieser wenigstens zu ihr?

Hatte sie sein Vertrauen denn ganz verloren? Keiß stieg die Angst in ihr empor. Nur das nicht! Lieber in alles willigen, sich in alles ergeben, aber seine Liebe behalten.

„Ernst,“ jagte sie plötzlich, „Gertrud will übermorgen mit ihrer Schwester nach Wien zurück.“

„So?“ Er blickte gleichgültig auf. Seine Stimme war völlig unbewegt. „Nun, Gertrud wird sich eben wieder nach Tüchtigkeit sehnen.“

„Ja. Aber ich meine, wir sollten sie doch nicht fortlassen.“

„Warum? Wir haben kein Recht, sie zu halten.“

„Ich dachte nur so. Du wirst sie doch auch sehr vermessen. Emma's Heiterkeit zerstreute Dich ein wenig — ihr wartet so gut zusammen in der letzten Zeit.“

„Gewiß, Emma ist ein liebes, heiteres Weibchen, das wie ein Sonnenstrahl um sich wirkt. Es wird natürlich sehr still werden bei uns, wenn sie fehlt.“

„Dann lassen wir sie eben nicht fort!“

„Ach, was glaubst Du, Mutter!

Die Kiese sich ja nicht mit zehn Pferden länger halten jetzt.“ Er lachte leise und ein wenig wehmütig in sich hinein. „Die will doch das Hohe Lied der Liebe singen und kann es kaum erwarten, ihren Partner“ — er unterbrach sich erschrocken — „so, schön! Da hab' ich nun was Nettes angerichtet. Mutterchen, Du darfst mich nicht verraten — Emma will nämlich Fritz Marberg heiraten, aber Gertrud weiß es noch nicht, ich allein war ihr Vertrauter — und da vergaß ich jetzt in meiner Zerstretheit, daß die Geschichte vorläufig noch Geheimnis ist. Laß Dir also ja nichts merken, bis Emma oder Gertrud es Dir selber mitteilen.“

Frau Lauterbach war sprachlos vor Ueberraschung.

Das also war das Geheimnis, das Ernst mit Emma verband! Sie wußte nicht recht, sollte sie sich freuen darüber oder nicht. Gewiß wäre Emma ihr nicht die erwünschte Schwiegertochter, aber — wäre nicht alles besser gewesen, als ihn sich so heimlich abhärmen zu sehen? Medanißch tat sie ein paar Fragen, die er zerstreut beantwortete. Dann stockte das Gespräch eine Weile, bis die alte Frau es entschlossen wieder aufnahm.

„Und Gertrud? Wird sie Dir gar nicht fehlen? Mit ihr hattest Du ja doch beruflich so viele Anknüpfungspunkte.“

„Das schon, Mutterchen. Aber siehst Du — ich weiß nicht, ob Du mich verstehen wirst darin — so sehr ich Gertrud achte und verehere, ich habe doch immer die Empfindung neben ihr, als ströme etwas Unpersönliches von ihr aus, das erlösend wirkt. Jemand etwas, das wir nun einmal gewohnt sind, an der Frau zu sehen, fehlt ihr, so schön und klug sie ist.“

„Und ich meine gerade immer von Dir, Ernst, daß Du Tiefe bei Frauen zu schätzen wüßtest! Es ist Gertruds größter Vorzug vor ihren Geschlechts-genossinnen, daß sie die kleinen weiblichen Mittelchen und Künste verjähmt, wodurch jene stets die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken suchen. Ihr fehlt jede Spur von Koketterie, sie ist wie ein Mann: klar, zielbewußt und tüchtig, und doch hat sie gar nichts Emanzipiertes an sich. Ein Mann könnte sich fürs Leben keinen besseren Kameraden wünschen.“

„Zugegeben. Aber — der Mann will eben instinktiv mehr vom Weibe! Der „Kamerad“ kommt erst in zweiter Linie. Und kann nicht Tiefe mit weicher Annehmlichkeitsfähigkeit verbunden sein? Ich habe Gertrud nur einmal wirklich warm und hingebend sprechen gehört, und damals galt es einer Sache, keiner Person. Sie zwang mich zur Bewunderung in jener Stunde, ich fühlte mich hingerrissen, ihr ergeben, ganz in ihrem Bann.“

„Ja, ich fühlte mich ihr seltsam nahe, aber — nicht in dem Sinn, wie der Mann sich sonst dem Weibe nahe fühlt, in Momenten tiefer, seelischer Erregung, wo er instinktiv Ergänzung seiner selbst sucht. Schon damals empfand ich sehr deutlich den bestatischen Zug ihres Wesens, der eine fühlbare Zone schafft zwischen sich und seiner persönlichen Umgebung.“

„Schade,“ seufzte die Mutter, „sehr schade! Ich hoffe immer, Du würdest eines Tages erkennen, daß Gertrud trotz allem, was Du soeben jagtest, doch sehr gut zu Dir gepaßt hätte.“

Da war es heraus. Sie konnte es nicht länger zurückhalten, einmal mußte sie es ihm sagen.

Jetzt hing ihr Blick gespannt an seinen Zügen, in denen sich peinliche Betroffenheit spiegelte.

Er hatte die entscheidende Antwort erwartet, und sie — sie hatte den Brief damals —

Mit einem Aufschrei warf sie sich plötzlich an seine Brust. Ihre zitternden Finger umkrampften seinen Hals, in tödlicher Angst bohrte sich ihr Blick in den seinen.

„Vergib, Ernst — oh, vergib mir nur! Ich — ich — die ich nichts als Dein Glück im Auge hatte, bin ja schuld daran!“

Und während er fassungslos, wie gelähmt, auf sie niederstarrte, stammelte sie ihr Geständnis in zusammenhanglosen Worten, fiebernd vor Aufregung, heraus.

Er jagte lange nichts. Nur ihre Hände löste er von seinem Nacken, und sein Blick wandte sich gequält von ihr ab.

„So also habe ich sie verloren — durch Dich,“ kam es endlich leise über seine weiß gewordenen Lippen. Dann wandte er sich ab.

Er wollte gehen. Aber die Mutter klammerte sich an ihn.

„So nicht,“ stammelte sie bebend, „so nicht, Ernst — habe Mitleid! Vergib mir — ich tat es ja nicht in böser Absicht! Du bist mein Alles auf Erden — willst Du Dich von mir wenden, weil ich Dich zu sehr geliebt habe?“

Traurig zog er sie an seine Brust und streichelte mitleidig das alterungsgezeichnete, jetzt vor Angst so bleiche Gesicht.

„Mein, Mutter — sie war das Glück meines Lebens, aber Du konntest das wohl nicht wissen. Wir wollen vergessen, was geschah, da es zu spät ist — gutzumachen. Nur eines versprich mir: Rede nie darüber, denn ich könnte das jetzt nicht mehr ertragen!“

Emma Schenker packte die Koffer, während sie leise mit glücklichem Lächeln ein Volkslied vor sich hinsummite.

Zuweilen blickte sie verstohlen nach Gertrud hinüber, die an Fenster sah und mit ernster Miene Briefe las.

Draußen jentete sich leise der Herbstabend nieder.

Gertrud, die ihre Briefe in die Tasche geschoben hatte, blickte lange nachdenklich hinaus in die Landschaft, deren leuchtender Farbenschmelz allmählich verblich und in düsteres Grau überging.

Dann erhob sie sich und ging hinunter in den Garten, wo Frau Lauterbach schon über eine Stunde untätig zwischen den abgeernteten Gemüsebeeten umberging, als wisse sie nicht, was beginnen.

Gertrud schob ihren Arm in den der alten Frau.

„Liebe Frau Doktor, ich habe eine Nachricht bekommen, von der ich im Zweifel bin, ob ich sie Ihrem Sohn mitteilen soll. Vielleicht ist es besser, ich sage sie zuerst Ihnen: Senta Westendorfs Verlobung ist zurückgegangen.“

Mit einem Ruck blieb Frau Lauterbach stehen. „Oh, wirklich — wirklich? Woher wissen Sie es denn, liebe Gertrud?“

„Ich bekam heute zwei Briefe aus dem Rudolfsiner-Haus, den einen von der Direktion, worin man mir mitteilt, daß ich auf eine Anstellung dort rechnen kann, den andern von einer Kollegin, die seinerzeit mit mir den Kursus machte. Sie teilt mir mit, Senta Westendorf sei, nachdem ihre Verlobung aufgelöst wurde und die Hofrätin mit Bekannten nach Neuypten gereist, als Hospitantin eingetreten und wolle den Pflegerinnenkursus absolvieren.“

„Senta Westendorf?“ Die alte Frau starrte Gertrud ungläubig an.

Gertrud nickte.



Abfahren einer deutschen Patrouille auf einem Floß im Isergebiet.

In der Nähe von Pöben befindet sich viel überflutetes Land, das Wasser steigt dort zuweilen bis 1 m Höhe. Um sich nun große Umwege zu ersparen, haben sich die Patrouillen kleine Fährten gebaut, mit diesen sie dann die Strecken befahren.

Eine Weile blieb es still. Dann murmelte er fast vorwurfsvoll: „Das hast Du gedacht, Mutter? Wüßtest Du denn so wenig, wie es mit mir stand? Glaubstest Du wirklich, ich könnte — die eine je vergessen?“

Sie brach plötzlich in leidenschaftliches Schluchzen aus.

„Oh, Ernst! Immer noch sie, immer diese, die Dich doch gar nicht geliebt? Hat sie Dich nicht selbst verlassen und einen andern gewählt? Und warst Du nicht schon vorher ganz heiter und zufrieden, so daß ich mich freute und annahm, Du habest sie vergessen? Wolltest Du damals nicht fortgehen von Wien, ohne Abschied zu nehmen? Erst später fing es wieder an in Dir, nachdem sie sich verlobt hatte.“

„Nein, Mutter,“ antwortete er leise, „so war es nicht. Als ich heiter erwiderte, das war, weil alles gut und ausgeglichen schien zwischen uns und ich nur mehr auf den Erfolg ihrer Unterredung mit den Eltern wartete. Sie wollte mir nach acht Tagen Bescheid senden. Aber es kam keine — und dann —“

Er stand auf und begann mit großen Schritten planlos im Zimmer herumzuwandern.

Frau Lauterbachs Tränen waren jäh verstet in dem starren Schred, der sie befiel und wie mit eisernen Tafen umklammert hielt.

„Das ist sehr merkwürdig, nicht wahr? Ich konnte es anfangs kaum fassen, denn Senta, wie ich sie kannte — aber ein Irrtum ist wohl ausgeschlossen, dazu kennt man Senta Westendorf zu genau dort. Nun fragt sich nur, ob man —“

„Nein, sagen Sie ihm nichts,“ fiel Frau Lauterbach hastig ein, „er würde eine abernurmalige Enttäuschung ja nicht mehr ertragen. Man muß doch erst wissen —“

Sie starrte einige Minuten schweigend zu Boden. Dann drückte sie Gertruds Arm und sah ihr mit nassen Augen in das ruhige, unbewegte Gesicht.

„Gertrud,“ murmelte sie, „die Leute haben unrecht, die behaupten, es gäbe keine Wunder mehr! Daß Sie es gerade heute erfahren und — mir zuerst sagten — oh, wissen Sie was? Ich fahre morgen mit Ihnen nach Wien!“

„Sie — Sie wollten —“

„Ja, gerade ich! Es wird mir hart ankommen, aber es ist meine Pflicht!“ Und auf Gertruds erstaunt fragenden Blick senkte sie ein wenig den Kopf und murmelte verlegen: „Nein, es wird mir nicht schwer werden. Ich kann Ihnen das nicht weiter erklären, und es tut ja auch nichts. Die Hauptsache ist, daß Ernst nichts merkt. Ich werde ihm sagen, wir brauchen neue Stühle fürs Wartezimmer — davon war ich schon öfters die Rede — und daß ich nun die Gelegenheit benütze, wo ich mit Ihnen reisen kann.“

Bis zur völligen Dunkelheit gingen die beiden Frauen im Garten umher, dann eilte Frau Lauterbach in ihr Zimmer, um einige Kleinigkeiten für die Reise zu packen, die am nächsten Morgen angetreten werden sollte.

Mühsam lag Ernst Lauterbach nach dem Abendessen im Wohnzimmer und suchte sich vergeblich in eine vor kurzem erst erschienene Broschüre zu vertiefen. Er konnte seine Gedanken nicht sammeln.

Es war so totenstill im Hause, daß die Stille beängstigend wirkte. Wie in einem Grabe war es. Als er heute heimkam, war ihm das langgestreckte Haus, das einmüde mit dunklen Fenstern — Kathi hatte natürlich wieder vergessen, die Lampe davor anzuzünden — in der regennassen Finsternis dastand, wie ein Riesensarkophag erschienen.

Nach bei Tag sah es trostlos und unwirtlich aus mit seinem verwahrlohten, halb entlaubten Rosenpalast, dem wüsten Garten dahinter und dem Staub auf allen Möbeln, den Kathi beharrlich zu entfernen vergaß, seit Mutter sie nicht mehr dazu antrieb.

Das Essen war sehr mangelhaft und nie zur rechten Zeit fertig, die Hemden schlecht geplättet. Das Stubenmädchen, eine berbe, gutmütige, aber entschieden ungeschickte Person, die leider während Frau Lauterbachs Abwesenheit zu kleinen Handreichungen in den Ordinationsstunden herangezogen werden mußte, richtete täglich mehr Schaden an, als sie nützte.

Sie wie die Kathi waren St. Oswalds Kinder, und wenn sie auch treu und ehrlich waren — für gewisse Dinge fehlte ihnen jedes Verständnis. So waren sie auch nie zu finden, wenn man ihrer gerade bedurfte.

Weiß hockten sie schwägend im Sühnerstall oder in der Waschküche, oder liebäugelten mit dem Kutsher, der seine Wohnung neben dem Stall auf dem Hofe hatte.

Raum war das Abendessen vorüber, so zogen sie sich in ihre Kammer zurück und überließen den Herrn des Hauses völlig sich selbst.

Draußen regnete es seit acht Tagen fast ununterbrochen, und eine winterliche Kälte hatte rasch die letzten Spuren des Sommers vertrieben. Ernst, der im Grunde eine mehr spartanisch angelegte Natur war, hatte nie viel Spatantisch auf Bequemlichkeit gelegt.

Jetzt, wo er oft nach langen Fahrten über Land durchnäht und frierend heimkam, empfand er zum

ersten Male rückerinnernd all die Behaglichkeit, die eine Frauenhand verleiht in das Heim des Mannes tragen konnte.

Wie wäre das anders, wenn Muttschen hier weilte! Schon von weitem würde ihn dann traulicher Lichtschein aus den Fenstern grüßen, der Tisch wäre zierlich gedeckt, der Teeessel summt, Hausschuhe und trockene Kleider lägen bereit, und während er sich's bequem machte, plauderte eine warme, gute Stimme all die Einsamkeit und Stille hinweg, die sich jetzt so erdrückend breitmachte ringsum.

Stattdessen war sie nun schon fast vierzehn Tage fort. Braucht man wirklich so lange, um ein paar Stühle einzukaufen? Freilich, sie wollte auch Matratzen kaufen und eine neue Wagentdecke und Gott weiß, was noch. Er verstand nichts von solchen Dingen. Vielleicht war es ja wirklich nötig, daß sie so lange fortblieb.

Eines allerdings fiel ihm täglich schwerer auf die Seele, die Frage, warum die Mutter sich so plötzlich entschloß, nach Wien zu reisen.

Sie war sonst etwas umständlich und schwerfällig in ihren Entschlüssen, und es war gleich nach jener traurigen Erklärung gewesen, die für den Augenblick wenigstens, eine Art Entfremdung zwischen ihnen bewirkte hatte.

Gewiß, er zürnte ihr nicht, denn er wußte wohl, sie handelte so aus übergroßer, übereifriger Mutterliebe. Er wollte alles vergessen. Das hatte er ihr ja auch gleich gesagt. Aber er konnte es trotz aller guten Vorsätze nicht hindern, daß tags darauf sein Blick unwillkürlich über den ihren mied, daß er einem Alleinsein mit ihr auswich und bei den Mahlzeiten kaum ein Wort über die Lippen brachte.

Das würde ja in wenigen Tagen vorübergegangen sein. Nur Zeit lassen hätte sie ihm müssen, daß die jah aufgerissenen Wunden sich wieder schließen konnten.

Aber statt zu begreifen, daß er eben jetzt doppelte Liebe nötig hatte, war sie fortgegangen, gekränkt vielleicht, ungeduldig, mühsam.

Es war der erste Zug in ihrem Leben, den er nicht begriff. Später begriff er noch manches andere nicht; daß sie so lange fort blieb, kaum fragte, wie es daheim ginge, und ob er wohl halbwegs gut verjagt sei. Daß sie bis jetzt nur flüchtige Karten geschrieben hatte, Karten, die ihn, wenn er ehrlich sein wollte, eigentlich freis schmerzlich berührten.

Denn es war ein heiterer, oberflächlicher Ton darin und keine Spur, nicht die leiseste Anspielung auf das, was erschütternd zwischen ihnen lag.

Sie machte Einkäufe und Bestellungen mit Emma, begleitete das Brautpaar dahin und dorthin, schien entzückt von Wien, das sie jetzt erst einmal so recht kennen lerne, und erwähnte gelegentlich, daß es noch eine Menge zu ordnen und abzuwarten gäbe.

Von Heimkehr schrieb sie nichts.

Er aber dachte in seiner Einsamkeit bitter: „Sie hat mir alles genommen, und nun nimmt sie mir auch sich selbst!“

Und das Haus, dessen Besitz er einst sehnsüchtig angestrebt hatte, der Ort, den er Senta mit liebevoller Innigkeit beschrieb, die Tätigkeit, die er darin als beglückende Lebensaufgabe vor sich gesehen, alles dünkte ihm plötzlich unfähig, sich nichtern und zwecklos.

Dann suchte er sich aus diesen Gedanken herauszureißen. Er nahm die Brotschüre wieder auf und gab sich Mühe, seine Aufmerksamkeit darauf zu konzentrieren.

Aber auch das gelang nicht. Es war eine Abhandlung Doktor Modins über dessen neuerdecktes Verfahren.

Dabei stieg vor Ernst Lauterbachs Augen unwillkürlich das Bild Westendorfs auf. War nicht schließlich alles gekommen, wie er stets dunkel geahnt hatte, wie es kommen mußte? Der Höhe, der ihn zum Streber gemacht, hatte ihn zuletzt verleitet, nach fremdem Lorbeer zu greifen, und wenn der Tod ihn nicht rechtzeitig ertötet hätte,

was wäre sein Los geworden? Daß man mit Fingern auf ihn wies, oder daß er mit eigener Hand tat, was ein gnädiges Schicksal ihm nun erspart hatte, zu vollbringen.

Damals, an jenem Abend, wo er so stolz in seinem Hause erröthete und das Eintreten der Großfürstin veränderte, hatte sein Stern sich zum Niedergang gewendet.

Der Tod Frau Sandners, den er anfänglich so leicht nahm, war das Menetekel gewesen, das eine unsichtbare Hand an die Wand schrieb.

Er hatte die Schrift nicht verstanden. . . .

Sie hatten viel gesprochen in Wien, als er starb. Marberg hatte es Lauterbach geschrieben, und auch, daß trotz des unzweifelhaften ärztlichen Befundes, der Herzschlag festgestellt, viele es sich doch nicht ausreden ließen, Westendorf habe mit eigener Hand sein Leben geendet, weil er keinen Ausweg mehr wußte nach den Schritten, die Doktor Modin gegen ihn eingeleitet hatte.

Nun war er schon seit Monaten tot. Aber sein Geist — dieser unheilvolle Geist des Strebers — lebte ja weiter in manchen, denen er Vorbild gewesen.

Und einer davon war Sandruch, in dessen Hand Senta Westendorfs Glück lag. . . .

Heiß stieg es Lauterbach zu Kopf. Mit einem dumpfen Stöhnen schob er Modins Abhandlung vor sich und stand auf. Nein — nicht denken, nicht zurück, nicht vorwärts. . . .

Schlafen war das beste. Im Schlaf vergaß man und sammelte Kräfte für das Morgen, das ja doch ertragen werden mußte, wie trostlos es auch sein mochte.

Hastig begab er sich zu Bett.

Als Lauterbach am andern Morgen nach der Ordination eben im Begriff stand, ein Bauernwägelchen zu besteigen, mit dem man ihn zu einem Kranken ins Gebirge holen gekommen war, brachte der St. Oswalder Postbote eine Depeche.

Sie war von Frau Lauterbach und lautete: „Komme heute mittag an. Fyrt, Wagen zur Bahn.“

Kaich rief er eine der Mägde und gab ihr die nöthigen Weisungen.

„Und sorgen Sie dafür, daß der Kutsher ja rechtzeitig von hier abfährt! Der Zug kommt um 11 Uhr 50 Minuten. Meiner Mutter melden Sie, daß ich sie leider nicht selbst erwarten konnte, da man mich nach St. Gypfen holte. Vor Abend werde ich kaum zurück sein können.“

Den ganzen Tag über dachte er nur an die Heimkehr und das Wiedersehen mit der Mutter.

Seine düstere Stimmung vom Abend zuvor war verfliegen. Nein, er wollte nicht schwach und kleinmüthig werden! Jetzt, wo er wieder einen Menschen neben sich hatte, den er liebte, würde alles besser werden. . . .

Und als er dann abends ziemlich spät endlich seinem Hause zufuhr und schon von weitem den lang vermissten, traulichen Lichtschein aus den Fenstern strahlen sah, wuchs seine zuversichtliche Stimmung fast zu einer frohen.

Oh, wie war schon das so anders, als die Tage vorher! Kein Riesensarkophag mehr, ein Heim grüßte ihn wieder.

Im halbdunklen Flur schlangen sich zwei zitternde Arme um seinen Hals.

„Mein Junge, mein lieber, lieber Junge!“ stammelte Muttschens Stimme, und war so tief bewegt, daß es ihn heiß überließ und alles, was er noch an Bitterkeit verschwiegen in sich getragen hatte, in nichts zerfiel.

Sein starker Arm presste sie fest an sich, als er mit einem tiefen Atempzug sagte: „O Mutter, gottlob, daß Du endlich wieder hier bist! Viel länger hätte ich es wirklich ohne Dich, nicht ausgehalten.“

Dann wollte er mit ihr zur Treppe schreiten. „Nun mußt Du mir aber erzählen! Herrgott, wie freue ich mich darauf! Ganz genau mußt Du mir jede Kleinigkeit erzählen.“ . . .

„Natürlich! Du — und ich hab' Dir ichredlich viel zu erzählt! Augen wirst Du machen, Junge! Aber jetzt — sie machte sich hastig von ihm los — „jetzt mußt Du mich erst noch mal in die Küche lassen. Da sieh's nämlich wußt aus. Die Mäthi — na, geh' nur hinauf eintrüben und laß Dir's wohl sein. Die — die neuen Stühle stehen auch schon oben.“

„Darf ich nicht mit Dir?“
„N bewahre! Männer können wir nicht brauchen in der Küche,“ lachte sie. „Das wäre noch schöner, wenn Du unter die Topfgüter gehen wolltest! Geh' nur, ich komme gleich nach!“

Langsam stieg er die Treppe, die unter seinen hohen Wassertriefeln frachte, hinan und öffnete die Wohnzimmertür. Da jah es freilich anders aus, als die Tage bisher.

Ueber die alten, behaglichen Möbel und den mit blendend weißem Damast gedeckten Tisch ergoß sich das milde Licht der Hängelampe bis in die Ecken des Gemachs.

Witten auf dem Tisch stand ein Strauß bunten Herbstlaub. Und dort am großen, weißen Kachelofen, wo Mutters Lehnstuhl stand, da —

Wie angewurzelt blieb er plötzlich mitten im Zimmer stehen. War das eine Vision?

Aus dem Lehnstuhl hatte sich eine schlante Gestalt erhoben und kam mit ausgebreiteten Armen und leuchtenden Augen auf ihn zu.

„Senta!“ schrie er fassunglos. Da lag sie auch schon mit stürmischen Jubellaut an seiner Brust und stammelte, sinnlos vor Glück: „Magst Du mich denn wirklich noch? Die Mutter behauptet's, und sie hat mich geholt. Oh, Ernst, wie war sie gut zu mir, wie war sie gut! Und sie will mich ja nicht mehr fortlassen jetzt. Darf ich — darf ich wirklich bleiben?“

Das letzte Wort kam schüchtern, fast bang über Sentas Lippen.

Er aber konnte nicht antworten. Mit unbeherrschlicher Zärtlichkeit blinnte er unversehrt wieder in die geliebten, dunklen Augen, während seine Arme den schlanken Mädchenleib so fest an sich drückten, daß ihm fast der Atem ausging.

Eine heilige Stille umgab sie. Sie brauchten nicht zu sprechen. Mehr als alle Worte der Welt hätten ausdrücken können, lasen sie einander aus den Augen, in denen all der Jammer, all das Glück und all die Liebe geschrieben stand, die in diesen ersten Minuten schweigender Verjüngtheit traumgleich an ihnen vorüberzogen.

Und sie schredten erst auf, als Frau Lauterbachs Stimme lachend neben ihnen sagte: „Na, gottlob, Ernst, die neuen Stühle scheinen ja nach Deinem Geschmack zu sein! Aber weißt Du, im Rudolfiner-Haus haben sie sie mir nicht gleich ablassen wollen; darum hat's so lange gedauert.“

„Mutter,“ jauchzte er, die alte Frau in die Umarmung mit hineinziehend, „was hast Du mir gegeben — was hast Du mir gegeben!“



„Nur was ich Dir nahm, törichtes Junge: das Glück Deines Lebens! Nicht mir zuliebe sollst Du irgend etwas entbehren; wir beide — sie streichelte mütterlich-zärtlich Sentas Wangen — „haben ja nur den einen Wunsch: Dir zuliebe zu leben! Ich hab' ihr früher unrecht getan, Deiner kleinen Braut, aber paß auf, wenn sie erst Deine Frau ist, mach' ich's wieder gut.“

Senta drückte ihren Kopf an die Brust der alten Frau.

„Das hast Du so schon, Mama! Tausendfach hast Du gutgemacht an uns, was Deine Liebe vielleicht fehlte.“

Kriegs-Allerlei

Uhlands „Watter Schwabe“ in Friesen. Aus Stuttgart wird geschrieben: Es war eine gute Idee, zum Vorbild des heiligen Eisenritters den von Umland so prächtig geschiederten „Watten Schwaben“ aus der Zeit der Kreuzzüge zu wählen. Bildhauer Joseph Zeiler hat den tapferen Schwabenritter tren nach Uhlands Bericht wiedergegeben:

Der wackre Schwabe forcht sich nit,
Ging seines Weges Schritt für Schritt,
Nieß sich den Schild mit Pfeilen spießen
Und tat nur spöttlich um sich bliden.

Die Rechte hält das gezogene Schwert, der linke Arm hält den Schild vor, der schon mit mehreren Pfeilen gespickt ist. Mit spöttlicher Miene blickt der Reiter nach den Feinden um. Das Gesicht ist von großer Ausdruckskraft, das ganze Standbild gut gelungen. Den Sattel zieren elliche Meiseis, die Spottbilder unserer Feinde zeigen: eine Bärenfratze (Rußland), eine Dogge (England), einen Hahn (Frankreich), eine Löwentatze (Belgien), eine Schlange (Serbien) einen Drachenkopf (Japan) und ein Chamäleon (Italien). Das drei Meter hohe Denkmal, aus Lindenholz hergestellt, ziert die Vorhalle des Kunstgebäudes neben dem Residenzschloß.

Rätsel-Ecke

Rätsel.

I.
Die Erste malt in Rot; die Kunst scheint dir zu schmeden,
Die fertige Malerei würdest du wohl gar verstedden.
Die Zweite malt in Blau; es sind nur blaue Flecken,
Doch lachte niemand noch, dem sie gemacht zum Schreden;
Das Ganze malt in Grün, oft großer Mühe Strecken;
Da freut sich jeder dran: Gott führt den Malerhänden.

II.
Eine Dame kam von Mesina,
Dazu auch ein Herr aus China,
Dazu noch zwei Negersinder,
Eins feurig, das andre gelinder.
Die sonst sich schämen zu hassen,
Zum Hause der Mize, der Wasen,
Sind, sich zu verloben, gekommen,
Hab' fröhlich Teil dran genommen.

Auflösung folgt in nächster Nummer.
Auflösung der Rätsel in voriger Nummer:
I. Verborgten. — II. Hochmut.

Karte von Frankreich

Mäßstab 1:1000000

Bearbeitet von Onésime Reclus

Das Bildformat dieser in 4 Farben gedruckten Karte beträgt 100/103 cm. Die Karte ist auf den gegenwärtigen Stand bearbeitet und zeigt in einer besonderen Farbe sämtliche Festungen nebst Sperrforts. Die Karte enthält ferner 4 Spezialkarten: Die Umgebung von Paris, Lille, Marseille und die Insel Korsika, sämtliche, auch die kleinsten Ortschaften und ermöglicht eine scharfe Orientierung der Kämpfe auf dem weitlichen Kriegsschauplatz

Preis M. 3.— für 1 Exemplar

Zufendung erfolgt gegen Voreinrichtung d. Betrages portofrei

Geographisches Institut Wilhelm Greve

Königl. Hof-Lithographie, Hof-Buch- und -Steindruckerei

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

10 Jahre schön

bleibt so eine „Atama“-Straußenfeder, einzig von H. Hesse, Dresden, Schäfflerstr. 12-14, beziehen. 30 cm lang 3 M., 40 cm 5 M., 50 cm 12 M., 60 cm 25 M. Schmale Federn, nur 15 cm breit, ca. 7,5 cm lang, nur 2 M., 40 cm lang nur 1 M. Boas und Stolen, 2 m lang nur 8 M., 11 M., 14 M. Auswahl geg. Referenzen. Blumen, 1 Karton voll, 3 M.

Echte Fuchs-Kolliers M. 45.—

Felzwarenfabrik
Leipziger Strasse 58. I.
nahe Spittelmarkt.



DÜRKOPP
NAHMASCHINEN
BESTES DEUTSCHES
FABRIKAT



DÜRKOPFWERKE
AKTIENGESELLSCHAFT
BIELEFELD

Kunstnotenmappe m. Notenpult

„Susanne“

(Patent Jean Joachim-Chaigneau)

Preis in Calico M. 4.—

zu beziehen durch

Preußische Verlagsanstalt,
Berlin SW 68, Ritter Str. 50.

Niemand hat gesunde Beine

jetzt nötiger als die Dahingebliebenen, welche den wirtschaftlichen Kampf durchzuhalten haben.

Schwere Leiden vernachlässigter Krampfadern. Bei Beingeschwür, Aderentzündung, Geschwülst, Entzündung, nasser Flechte, Salzfuss, trockener Flechte, Gelenkverdrückung, Steifigkeit, Plattfuß, Rheuma, Gicht, Ischias, Hüftweh, Elephantiasis verlangt die Gratis-broschüre: „Lehren u. Ratschläge für Beleidende“ von Sanitätsrat Dr. R. Weise & Co., Hamburg Z. 5.



Neue Gänsefedern,

wie sie von der Gans gerupft werden, mit allen Daunen a Vd. 1,60 Mk. Dieselben Federn, mit allen Daunen, good gewissen a Vd. 2,25 Mk. gut gewissen, mit allen Daunen a Vd. 3,35 Mk. verzierte gegen Plagiat, nehme, was nicht gefüllt, gericht.
August Schuch, Gänsemanufaktur,
Neu-Zerbin 9 (Obernberg)

Clichés

in Autotypie und Strichätzung liefert schnellstens und billigst

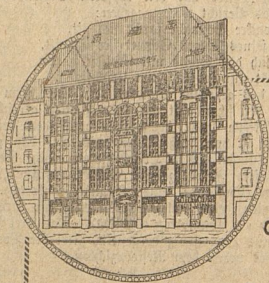
Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

Kaufe mein Bett.

hochfest rot, dicht Daunentüber, große 1 1/2 fahrl. Ober- u. Unterbetten u. 2 stellen mit 20 Pfund neuen Salzdunnen, das Oberbett M. 30.—, daselbe Bett mit Daunentüber M. 35.—, gewisses herrschaftl. Daunentüber M. 40.—, zweifach gefüllt jedes Bett M. 5.— mehr. Abgabe Geld gericht. Bettfedern billig. Nur frei 30,000 Stück. 1000 Dampfbäder. Bettenfabrik Th. Kranefuss, Kassel 44.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 15263, 15264 u. 15265
 Telegrammaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöne-weide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie

das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,

in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen,

sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Sieben erschienen!

Sieben erschienen!

Wilhelm Greve's

Karte vom Europäischen Kriegsschauplatz

Maßstab 1:5 000 000

Bildgröße 72 x 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mittel-ländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Ägypter, im Osten Odesa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen und die leicht leserliche Schrift gestatten eine schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Preis 75 Pfennig

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto von

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H.,

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 11298. Berlin SW68, Ritterstraße 50. Fernsprecher: Amt Moritzplatz 11298.

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

In unserem Verlage erscheint:

Kommentar zum Preussischen Wassergesetz

bearbeitet von

Justizrat Witta, Breslau und Landrat Dr. v. Kries, Filehne.

Für die Zuverlässigkeit des Kommentars bürgen die genannten beiden Autoren, welche als Berichterstatter des Abgeordnetenhauses an der Gestaltung des wirtschaftlich und juristisch gleich schwierigen Gesetzes den hervorragendsten Anteil haben und als Sachverständige ersten Ranges anzuspprechen sind.

Preis in Leinwand gebunden 25 Mark



ANZEIGEN

haben in diesem Blatt die weiteste Verbreitung.



Preussische Weingrosshandlung

G. m. b. H.

Berlin SW., Ritterstrasse 50a.

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 15263, 15264 u. 15265.

Besonders preiswerte Weine in Flaschen:

Mosel-Weine

Obermoseler	0,90
1909er Remicher	1,—
1911er Wormeldinger	1,30
1911er Enkircher	1,50

Rhein- und Pfälzer Weine

1908er Gensinger	1,—
1911er Bingerter Kahlenberg	1,30
1912er Niersteiner	1,50
1910er Hallgartener	1,75

Rot- und Bordeaux-Weine

1911er St. Laurent	1,—
Fronsac Bordeaux	1,10
1911er Cru du Moulin	1,30
1909er Saint Seurin	1,50
1905er Château Gazin Fronsac	2,—

Als Spezialität empfehlen wir:

Französischer Rotwein	per Ltr. 1,25
Obermoseler	0,95
Edenkobener	0,95
Tarragona (rot) portweinhähnlich	1,75

In Korbflaschen von 5 und 10 Liter Inhalt.

In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um gefl. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.